

Diese Bedenken erschüttern aber nicht den Grundgedanken des Buches. Die Verbindung der Beamtenstellung mit dem gewerblichen Betrieb in der Professur ist mit der Würde des akademischen Berufs nicht recht vereinbar, und ich glaube auch, dass die Mehrzahl der Professoren mit der Ablösung der Honorarbezüge etc. durch eine Gehaltserhöhung ganz einverstanden sein würde. Oder nicht? Meinungsäusserungen aus ihrer Mitte über diese Frage wären erwünscht; unzweideutig für die Abschaffung der Kollegienhonore ausgesprochen hat sich bisher Ziegler (Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrh. S. 214; vgl. d. Bericht in Nr. 31 d. D.L.Z. Sp. 967). Die Besorgniss, dass der Wegfall der Kollegienhonore ein Nachlassen des Pflichteifers der Professoren nach sich ziehen möchte, halte ich für gänzlich unbegründet. Der Ehrgeiz, einen grossen Hörerkreis um sich zu sammeln, und weiter das Pflichtbewusstsein des deutschen Beamten dürften ein genügender Schutz dagegen sein, wie Referent, der längere Zeit an einer auswärtigen Universität thätig war, an welcher eine ganze Anzahl deutscher Kollegen wirkten und an der das Institut der Kollegienhonore nicht bestand, aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Den Privatdozenten will der Verf. die Honore belassen. Ich glaube aber, dass die grosse Mehrzahl meiner Dozenten-Kollegen eine feste staatliche Remuneration dem vom Verf. vorgeschlagenen Vertheilungsmodus vorziehen würde. Der provisorische Charakter der Stellung des Privatdozenten könnte dabei doch gewahrt bleiben, indem die feste Anstellung erst mit der Ernennung zum Extraordinarius eintritt. Freilich würde man dann, um eine Ueberfüllung des Berufs zu verhindern, zu dem an sich nicht unbedenklichen Mittel der Festsetzung einer Maximalzahl von Dozenturen oder wenigstens von besoldeten Dozenturen greifen müssen.

Die Wirkung des vorliegenden Buches würde eine grössere sein, wenn es weniger schwerfällig und breit geschrieben und weniger reich an Wiederholungen wäre. Dem Wunsche des Verf's., dass die von der Regierung behufs Neuregelung der Gehälter der Professoren nach Altersstufen befragten Vertrauensmänner der Universitäten ihre positive Mitwirkung an dem Werke der Reform nicht versagen mögen, schliesse ich mich an.

Marburg.

L. Busse.

Philologie etc.

Georg Jacob, Studien in arabischen Dichtern, Bd. III: Das Leben der vorislamischen Beduinen nach den Quellen geschildert. Berlin, Mayer und Müller, 1895. XII u. 179 S. 80. M. 5.

Ein bedeutender Erfolg, den die Vertiefung der arabischen Studien in unseren Tagen aufzuweisen hat, besteht in den Resultaten der Methode, die Erforschung und Schilderung der Sitten und Gebräuche, der Religion und Weltanschauung, der Rechtsgewohnheiten und Institutionen des heidnischen Araberthums auf Grund der poetischen Reste aus vorislamischer Zeit zu vollziehen. Das vorliegende Buch des Verf's. ist ein tüchtiger Beitrag zu diesen Forschungen. Jacob hat den Vortheil, einen lebendigen Sinn für Realia zu besitzen, sowie die Fähigkeit, die in kleine Einzelheiten gehenden Schilderungen jener realistischen Poesie in wirkliche Anschauung umzusetzen. So gelingt es ihm denn auch, von den alltäglichen Verhältnissen des arabischen Volkes, von den natürlichen Bedingungen, unter denen es lebte, sowie von der dichterischen Behandlung dieser Verhältnisse aus weithin zerstreuten Dichterversen die charakteristischen Züge herauszuerkennen und aus ihnen mosaikartige Schilderungen zu gestalten. In gelungener Weise hat er zum Beispiel S. 22—24 eine Beschreibung des Gewitters und andererseits der dürren Trockenheit mit ihren begleitenden Erscheinungen vom Standpunkte des arabischen Dichters gegeben, S. 114—118 aus einer Menge kleiner Züge ein anschauliches Bild des Jägerlebens und des Jagdwesens im arabischen Alterthum entworfen. Die aus den Dichtern gezogenen Daten erläutert er mit Vorliebe durch ihre Vergleichung mit den Beobachtungen der Reisenden. Häufig ist er in der Lage, durch seine auf intensives Studium der einheimischen Schilderungen gegründeten Nachweise, fühlbare Lücken unserer Realkenntnisse auszufüllen, auch mancher gangbaren, irrigen Voraussetzung entgegenzutreten, schwankende Vorstellungen durch sichere Anschauungen zu ersetzen. Allerdings wird man seinen allgemeinen Aufstellungen nicht immer beitreten können. So wird man z. B. Widerspruch dagegen erheben, wenn der Verf. S. 121 das Axiom aufstellt, dass »persönliche Tapferkeit bei den Semiten, namentlich unter den Wüstenarabern eine Ausnahme ist« — eine These, die durch die Geschichte dieser Völker ernstlich widerlegt wird. Und wenn der Verf. hierbei darauf Gewicht legt, dass »Antara nur »Halbaraber« war, so wird er wohl die Tapferkeit dieses Helden nicht eben von dem mütterlichen Negerblut herschreiben, das ihm beigemischt war. Bei der reichen Belesenheit des Verf's. wird es ihm leicht sein, sich die zahlreichen Stellen zu vergegenwärtigen, in welchen

von der wackeren Vertheidigung der Zeltlager des Stammes rühmend geredet wird. Und auch im populären Roman des 'Antar sind ja Feiglinge immer als verächtliche, vom Standpunkte des Arabers abnorme Erscheinungen behandelt. Auch das stimmt nicht, dass neben 'Antar der Held des Hariri die volkstümliche Figur des arab. Orientes ist. Abū Zejd ist eine belletristische Schöpfung, die nur die Gebildeten kennen, nicht aber eigentlich in's Volk eingedrungen ist. Im Volksbewusstsein steht an der Stelle, die ihm Jacob anweisen möchte, eher Hâtim von Tâjj, eine populäre Gestalt, deren Tugenden noch heute jedem Araber als Ideale gelten. Nicht alle Stoffe, die der Verf. in den Bereich seiner Darstellung einbezogen hat, sind mit gleichmässiger Fülle behandelt (verhältnissmässig dürftig sind z. B. die Abschnitte über Namengebung, S. 40, und Unterhaltung, S. 109), und dies ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, dass die 27 Abschnitte des Buches sich auf die mannigfaltigsten Beziehungen des altarabischen Lebens erstrecken, auf Naturgeschichte, Wohnungs- und Kleidungsverhältnisse, Stammes- und Familienleben, gesellschaftliche Bräuche, Handelsverkehr, Krieg und Frieden u. a. m. Zur Orientirung hat der Verf. in seiner Einleitung (1—16) eine bündige Uebersicht über den für die Forschung verfügbaren Quellenbestand vorausgesendet. Wir möchten bei dieser Gelegenheit bemerken, dass es vom Hudejlitendiwân auch vor Al-Sukkarî (S. 36) eine Sammlung gegeben hat; der Verf. der Chizânât al-adâb II 317 benutzte eine solche aus dem Jahre 200 d. H. — Der Benutzung des Materials, das der Verf. für seine Darstellung verwendet, musste eine gründliche exegetische Durcharbeitung der für die Erklärung oft überaus spröden Texte vorangehen, sowie auch eine stillschweigende Auseinandersetzung mit den kritischen Schwierigkeiten, welche die Verwendung der überlieferten Gedichte als Dokumente des Heidenthums umlagern. Der Verf. hat diesen Aufgaben entsprochen, und Mitforscher, denen die Erklärung der Gedichte manches harte Problem zu stellen pflegt, werden seine Leistung genügend zu würdigen verstehen. Hingegen wäre andererseits auch noch darauf Gewicht zu legen, dass wir von den arabischen Dichtern nicht selten widersprechende Informationen über ein und dieselbe Frage erhalten. So steht z. B. den S. 58, 18 (vgl. S. 50, wo bei der 'Antarstelle der Druckfehler XVII in XXVII zu verbessern ist) geschilderten Thatsachen 'Abid, Mucht. 96, 3 v. u. gegenüber, wo zum Ruhme eines Mädchens gesagt wird, seine Hände seien nicht tätowirt; in der That ist wašmâ' Schimpfwort. Gegen die 125, 9 erläuterte Anschauung könnten aus den häufig (z. B. Muf. 34, 93) erwähnten vergifteten Pfeilen Bedenken entstehen. Auch der Nachdruck, der auf einzelne Ausdrücke in den

Gedichten für allgemeine Folgerungen gelegt wird, ist zuweilen einzuschränken. Wenn das Wort rejt als Bekleidungsstück von Frauen erwähnt wird, so folgt daraus noch nicht, dass es speziell Frauenkleidung sei (S. 45); es bedeutet Hülle im Allgemeinen, sogar Todtengewand ('Adi b. Zejd Chiz. ad. I 183 ult. Agânî II 193, Ad. Kâl. 141, 14) ohne Unterschied des Geschlechtes des Bekleideten. — Aus der S. 114, 4 v. u. angeführten Deminutivform kann nicht gefolgert werden, dass die Jäger meist von kleiner Statur waren.

Bei der Mannigfaltigkeit und Zerstreuung der Quellen, die für die Erforschung des arabischen Alterthums in Betracht kommen, wird wohl manche Ergänzung zu des Verfs. Nachweisen beigebracht werden, auch auf manche Vorarbeit hingewiesen werden können. Das ist bei der Weitschichtigkeit der arabischen Litteratur nicht zu verwundern. Es sei uns erlaubt, hier einige Bemerkungen anzufügen. — Zu S. 30 als Löwenaufenthalt ist auch Bîsâ in den Gedichten öfter erwähnt, Ibn Hišâm 615, 7 Muf. 15, 29 Chansâ 3, 11. — S. 65, 20; sehr interessante Daten dafür sind bei Mejd. II 310 Ag. VII 149 zu finden, vgl. Hut. 23, 12. — S. 83, 20; die citirte Stelle redet nur von der Hums-Klasse. — S. 86, 13; der muslimische Friedensgruss bereits im Heidenthum ZDMG XLVI, 22 A. 3. — S. 98. Hier wäre die Abhandlung Guidî's, Della sede primitiva dei popoli semitici 43 ff. zu berücksichtigen gewesen, sowie S. 102 auch meine Muh. Stud. I 22 ff. — Zu den Spielen ist S. 110 ff. noch das mihzâm zu ergänzen, nach TA s. v. hzm, eine Art Blindenkubspiel, dasselbe, welches man sonst ġumejda nannte. — S. 113. Ueber chudrûf vgl. ZDMG XXXIII 611, Academy 1887. I 276. — Die Schaukel (heute zumeist murġġha) wird bereits in der alten Sprache urġûha genannt, Ag. VIII 126, 17. Ueber altarabische Spiele vgl. übrigens noch ein Kapitel in Ahmed Fârîs, Fârîjâk (Paris 1885). — S. 125 Kriegsfeuer (eine Sitte, die auch noch heute unter den nordafrikanischen Kabylen üblich), vgl. Z. f. Völkerpsych. 1881, 259. — S. 137. Abgeschnittene Haare als Kriegstrophäe an den Köcher befestigt, Ag. X 44, 4 Tebr. Ham. 441, 10. — Das Abschneiden der Haare auch bei Hilf-Bündnissen gebräuchlich, wie dies aus Abū Han. Dīnaw. 353, 10 ff. folgt. Nach dem Berichte Widukind's wurde derselbe Gebrauch bei den heidnischen Slaven gelegentlich von Friedenschlüssen geübt. — S. 145, 27 ff. Beispiele für die hier konstatierte Sitte in der Note zu Hut. 40, 20.

Jacob's Buch wird sich als gutes Hilfsmittel beim Studiren der arabischen Dichter des Heidenthums bewähren, für deren Verständniss der Verf. eine Reihe sehr dankenswerther Beiträge geboten hat. Bei aller verdienten Anerkennung der Vor-

züge seiner Arbeit kann aber leider nicht unerwähnt bleiben, dass die Art, in der der Verf. in der Vorrede und an anderen Stellen gegen einen geachteten Fachgenossen zu Felde zieht, nicht geeignet ist, seinem Buche zur Zierde zu gereichen.

Budapest.

Ign. Goldziher.

Robert Priebisch, *Diu vrône botschaft ze der christenheit. Untersuchungen und Text.* (Grazer Studien zur deutschen Philologie, herausgegeben von A. E. Schönbach und B. Seuffert, Heft 2.) Graz, Styria, 1895. X u. 75 S. 80.

Das von Haupt in den Altdeutschen Blättern zum ersten Mal herausgegebene Gedicht von der *vrönen botschaft* ist eine verhältnissmässig geistlose Versifizierung des fingierten Briefes Christi über die Sonntagsheiligung, dessen gesamte Geschichte der Verf. in einer grösseren Abhandlung im Einzelnen darzulegen verspricht. Dem nach der einzigen Handschrift neu kollationirten Texte dieser Reimpredigt sind knappe Untersuchungen über ihre Sprache, Versbau und Quellen beigegeben, denen man mit Ausnahme der metrischen, die zu doktrinär sind und den rhythmischen Charakter der Dichtung nicht naiv und nicht konservativ genug behandeln, seine Beistimmung nicht vorenthalten kann; auch der Nachweis, dass unser Gedicht die unmittelbare Quelle von Closener's Geisslerpredigt nicht gewesen sein kann, wie Haupt vermuthete, ist gelungen. Auffallend ist die Schwerfälligkeit, die Priebisch bei der methodischen Behandlung der verhältnissmässig einfachen Probleme zeigt. Erläuternde Anmerkungen und stilistische Beobachtungen, die das Gedicht in den Kreis der geistlichen Poesie des Mittelalters bequem einordnen, vermisst man ungern.

Weimar.

Albert Leitzmann.

Carl Weitbrecht, *Diesseits von Weimar.* Auch ein Buch über Goethe. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff), 1895. V u. 313 S. gr. 80. M. 3,60, geb. 4,50.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man in den zehn Kapiteln des vorliegenden Buches Vorlesungen vermuthet, die Weitbrecht als »Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur« in Stuttgart abhielt, um in seiner Art die Ideen Vischers zu vertreten. Ihm kommt es darauf an, zu erfassen, »was der Genius der deutschen Nation mit Goethe und in Goethe wollte«; das ist aber nur möglich, wenn man weder den Klassizisten Goethe nach seiner italienischen Reise, noch den alternden Goethe mit seinen zunehmenden Schrullen studirt, sondern »diesseits von Weimar« bleibt. Einen Massstab für die Beurtheilung Goethe's kann nur Goethe, und zwar der junge Goethe, abgeben; deshalb beurtheilt der Verf. die Werke des jungen Goethe »ästhetisch«, nicht litterarhistorisch.

Soweit scheint alles in Ordnung, und den Hass gegen die moderne Litteraturgeschichte, besonders aber gegen die Goethephilologie, der sich in nicht immer geschmackvollen Polemiken ergeht, vermag man nicht sehr tragisch zu nehmen, weil der Verf. ihre Resultate, freilich etwas vornehm herablassend, benutzt, soweit sie ihm bei einem raschen Ueberblick bekannt wurden. Man würde sich sogar freuen, wenn es W. wirklich gelänge, für die ästhetische Beurtheilung Goethe's neue Wege zu finden; das scheint ihm aber keineswegs geglückt zu sein, denn in der Betrachtung von Goethe's kleineren Werken bleibt er bei mageren Inhaltsangaben und wenigen nichtssagenden Worten des Tadel oder des Lobes stecken und entnimmt den Massstab für Goethe's Lyrik auch jenen Sesenheimer Gedichten, deren Autorschaft zweifelhaft ist, ohne auf die Frage auch nur einzugehen. Beim Götz, Werther und Urfaust finden wir nicht so sehr eine ästhetische Beurtheilung der Werke, als eine ethische Kritik der Goethischen Helden. Auch dies kann instruktiv sein, und besonders die psychologische Analyse von Mephistophelesnaturen (9. Kapitel) wird jeder mit Interesse verfolgen, während über die Werther- und Götznatur nichts zu sagen übrig blieb, das nicht schon gesagt worden ist.

Der Hauptgedanke W.'s ist der Versuch, darzulegen, dass Goethe's dichterischer Grundtrieb das Bedürfniss sei, »sich mit sich selbst und den eigenen Lebenserfahrungen dichterisch auseinanderzusetzen, auszusprechen, was als persönlicher Gehalt innerlich erlebt ist«. Aber auf dieses Wesen seiner Poesie hat wohl Goethe selbst am stärksten hingewiesen. Beachtenswerth ist der Versuch, die Tragik des »Götz« nachzuweisen, geschickt, wenn auch nicht eigenartig, die Besprechung des »Urfaust«, gewiss annehmbar die Werthschätzung des »Clavigo«. Das ganze Buch jedoch scheint mir recht überflüssig und weit entfernt von jener Vischerschen Originalität, die W. sichtlich anstrebt. Deutlich spricht es W. (S. 29 f.) aus, dass er sich als Vischers Erben fühlt, dass er, wie dieser gegen die »Verehrungsmichelei«, gegen Jene Front machen will, die in Goethe den Poète Soleil sehen — er scheint nur nicht zu fühlen, wie er bei seiner Bekämpfung mancher moderner Schlagwörter selbst unter dem Banne entgegengesetzter steht, nicht zum Vortheil seiner Opposition.

Wien (Lemberg).

R. M. Werner.

F. Zschech, *Ugo Foscolos Brief an Goethe.* Wissenschaftl. Beilage d. Realschule am Eilbeckerwege zu Hamburg. Progr. 740, Hamburg, 1894. 26 S. 40.

Im Anschluss an den im Goethe-Jahrbuch VIII mitgetheilten Brief vom 15. Januar 1802 bespricht der um den italienischen Wertherdichter

DEUTSCHE LITTERATURZEITUNG

Kritische Rundschau über die gesammten Wissenschaften

Begründet von Professor Dr. Max Roediger,

herausgegeben

von

Dr. PAUL HINNEBERG,

Berlin W., Kleist-Strasse 14.

MAGY. AKADEMIA
KÖNYVTÁRA

Abonnementspreis vierteljährlich 7 Mark — Erscheint jeden Sonnabend. — Preis der einzelnen Nummer 75 Pfg.

Bestellungen nehmen entgegen: die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Kleiststrasse 14, sowie alle Buchhandlungen und Kaiserl. Postämter. Die Deutsche Litteraturzeitung ist in der deutschen Postzeitungs-Preisliste für 1895 unter Nr. 1719 eingetragen.

Otto Ritschl, Ueber Werthurtheile, bespr. v. M. Kähler, Unser Streit um die Bibel, (H. Holtzmann.) C. Loofs, Das Apostolicum in drei Predigten, Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung. Ein Wort an die Regierung und die Volksvertretung, besprochen von Privatdozent Dr. L. Busse. Georg Jacob, Studien in arabischen Dichtern, III. Bd., besprochen von Prof. Dr. J. Goldziher. Robert Priebisch, Diu vrône botschaft ze der christenheit. Untersuchungen

und Text, besprochen von Dr. A. Leitzmann, Archivar am Goethe-Schiller-Archiv. Carl Weitbrecht, Diesseits von Weimar, besprochen von Prof. Dr. R. M. Werner. F. Zschech, Ugo Foscolos Brief an Goethe, besprochen von Privatdozent Dr. R. M. Meyer. G. A. Scartazzini, Dantologia, besprochen von Oberlehrer Dr. B. Wiese. Eduard Meyer, Die wirthschaftliche Entwicklung des Alterthums, besprochen von Oberlehrer Dr. Friedrich Cauer.

Erinnerungen aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers, besprochen von Hilfsbibliothekar Dr. Max Laue. Richard Wrede, Leitfaden der Institutionen des römischen Rechts, besprochen von Bibliotheksassistent Dr. Hugo Krüger. E. Levasseur, L'agriculture aux États-Unis, besprochen von Prof. Dr. Max Sering. Laurenz Müllner, Die Bedeutung Galilei's für die Philosophie, besprochen von Prof. Dr. Emil Wohlwill. Notizen und Mittheilungen.

Theologie.

Otto Ritschl, Ueber Werthurtheile. Freiburg, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1895. VI u. 35 S. 8^o. M. 0,80.

Der Sohn Ritschl behandelt in vorliegender Schrift das Wesen der Werthurtheile in derselben Richtung, wie sie in der Schrift des Vaters Ritschl eine massgebende Rolle spielen. Während dieser aber die Sache »in noch einigermassen unentwickelter Form mehr vorausgesetzt, als nach ihren verschiedenen Seiten hin beleuchtet und klargestellt hat«, kann man nicht leugnen, dass sie hier eine ebenso durchsichtige wie bündige Darstellung gefunden hat. Schon die in der einleitenden historischen Uebersicht gezogene Linie Kant, de Wette, Lotze, Ritschl, bezw. Herrmann, orientirt hinlänglich über die Lage des Punktes, der erreicht und getroffen werden soll. Dass Werthurtheile wesentlich Gefühlsurtheile sind, dass die auf ihnen ruhende Ueberzeugung derjenigen Objektivität ermangelt, die das theoretische Erkennen der Wissenschaft wenigstens bezüglich einzelner unter seinen Objekten zu erreichen vermag, dass das religiöse Erkennen als solches ausschliesslich in derartigen Urtheilsbildungen verläuft, dass die Allgemeingültigkeit religiöser Urtheile nur als eine im Glauben an den endgültigen Sieg des Christenthums im Kampfe der Weltanschauungen gewagte Anticipation erscheint

— das Alles wird rückhaltslos zugestanden. »Die urwüchsige Praxis der Werthurtheile, aus denen das primitive Wissen entspringt«, ist die Mutter aller Gewohnheitsurtheile des gemeinen Wissens, in dessen Berichtigung der Zweck alles eigentlichen Wissens im strengen Sinne des Wortes allein bestehen kann. Aber die Fähigkeit, wissenschaftliche Urtheile zu bilden, ist nicht blos das Produkt einer anhaltend geübten Zucht, einer sehr zusammengesetzten und weitverzweigten Schulung, sondern es giebt auch, wo das Wesen der Religion richtig, nach Anweisung Luthers, bestimmt wird, Regionen, die überhaupt nur gefühlsmässiger Urtheilsbildung zugänglich sind. »Erkennbar sind sie dagegen dem Glauben, dessen Vorstellungen als gläubige zugleich das Gefühl in Anspruch nehmen. Dieses empfindet den Werth oder Unwerth jener übersinnlichen Wirklichkeiten, und in dem Maasse, als es die werthvollen Objekte der christlichen Religion erfasst und festhält, erzeugt es ein mehr oder weniger starkes Vertrauen auf sie. Insofern hat die Welt der durch das Christenthum gesetzten Werthe ihre eigenen Gesetze, deren Gültigkeit an Ergebnissen der Wissenschaft nun einmal nicht gemessen werden kann«. Es ist begreiflich, wie man daraus die Konsequenz der absoluten Irrationalität und insofern wesentlichen Gleichheit aller und jeder religiösen Aussagen ableiten und, um